
Soziologie und qualitative Sozialforschung*

1 Vorbemerkung

Noch bis vor kurzem galt qualitative Sozialforschung als Randphänomen im Forschungsgeschehen. Arbeiten, die sich qualitativer Verfahren bedienten, waren selten; und Texte zur Methode sozialwissenschaftlicher Forschung behandelten qualitative Verfahren nur in knapper Form¹.

Zumindest in einer Hinsicht hat sich diese Situation verändert. Seit Beginn der 70er Jahre gibt es in der Bundesrepublik eine wachsende Zahl qualitativ arbeitender Projekte. Diese Entwicklung hat sich, weil sie zu neu ist, noch nicht in einer entsprechenden Zahl von Veröffentlichungen niedergeschlagen. Sie ist trotzdem auf dem Markt der „grauen Papiere“ oder im Zusammenhang mit Tagungen und Konferenzen, die dem professionellen Austausch dienen, zu erkennen. Arbeitende oder abgeschlossene qualitative Forschungsprojekte gibt es im Bereich der Industrie und Betriebssoziologie², in der Organisationssoziologie³, in der pädagogischen Forschung⁴, in der Erziehungssoziologie und Sozialisationsforschung⁵, in der Stadt- und Regionalforschung⁶ und in anderen Bereichen sozialwissenschaftlichen Arbeitens.

Die Expansion qualitativer Vorgehensweisen war begleitet von einer Kritik an der traditionellen Forschungspraxis und ihrer Bindung an standardisierte Erhebungsverfahren⁷. Sie war nicht in gleichem Umfang von einer methodologischen und methodischen Erörterung der Möglichkeiten und Bedingungen qualitativen Arbeitens begleitet. Arbeiten wie die von Ulrich Oevermann u. a. (1976) oder Fritz Schütze (1976), in denen auf der Grundlage einer Auseinandersetzung mit bestimmten Verfahren oder Forschungszweigen neue Arten des Vorgehens bei der

* Erstmals in: Hopf, C. & Weingarten, Elmar (Hrsg.) 1979: *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta (unverändert abgedruckt in der 3. erw. Auflage).

Erhebung oder Analyse qualitativer Daten entwickelt werden, gehören bislang eher zu den Ausnahmen. Im allgemeinen ist die Diskussion über qualitative Verfahren wenig entwickelt. Das gilt sowohl für die Erörterung des qualitativen Vorgehens in seinen forschungsstrategischen Aspekten – etwa für die Erörterung des Verhältnisses von Theorie und Methode im Kontext qualitativer Forschung – als auch für die Auseinandersetzung mit einzelnen qualitativen Verfahren.

Mit der vorliegenden Textsammlung soll versucht werden, einen Beitrag zur Schließung der Diskrepanzen zwischen Methodenwissen und Forschungspraxis zu leisten. Sie richtet sich an Sozialwissenschaftler, die in der Forschungspraxis stehen und die beabsichtigen, mit qualitativen Verfahren zu arbeiten, oder dies bereits tun; an Universitäts- und Hochschullehrer und an die Studenten sozialwissenschaftlicher Fächer, die versuchen, die Methoden ihrer Disziplin in voller Breite kennenzulernen, und deren Interessen über die Aneignung der traditionellen Forschungspraxis mit ihrer Bindung an Standardisierung, Quantifizierung und komplexe statistische Auswertungsverfahren hinausgehen. Wichtigstes Ziel der Textsammlung ist es, zur Intensivierung der methodologischen und methodischen Diskussion über qualitative Verfahren beizutragen. Erreicht werden soll dieses Ziel vor allem durch die Auseinandersetzung mit vorhandenen Traditionen der Diskussion über qualitative Verfahren, die – bedingt durch Ausbau und Entwicklung der quantitativen Methoden – zeitweilig in Vergessenheit geraten waren.

Daß es solche Forschungs- und Diskussionstraditionen in der deutschen Soziologie der 50er Jahre gab, in der sowohl die Tradition der geisteswissenschaftlichen Philosophie als auch die der Frankfurter Schule ein relativ starkes Gewicht hatten, ist hinlänglich bekannt. Beispiele für entsprechende Untersuchungen sind die industriesoziologischen Arbeiten von Popitz, Bahrdt, Jüres und Kesting⁸, die Untersuchungen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung über Einstellungen zum Nationalsozialismus im postfaschistischen Deutschland⁹ und die von Helmut Plessner geleitete Göttinger Hochschullehrerstudie (1956).

Weniger bekannt ist, daß es in den 40er und 50er Jahren auch in den USA eine verhältnismäßig hochentwickelte Diskussion über qualitative Verfahren gab¹⁰. An dieser Diskussion ist bemerkenswert, daß sie sich nicht auf die traditionell mit qualitativen Verfahren – vor allem mit der „teilnehmenden Beobachtung“ – arbeitende anthropologische Forschung beschränkte oder auf die Chicagoer Schule der Soziologie, die in dem für sie typischen Zusammenspiel von qualitativer soziologischer Deskription und interaktionistischer Theorietradition ein geeignetes Feld für die Diskussion qualitativer Verfahren bildete¹¹. Sondern in die Diskussion über qualitative Verfahren war auch eine Institution einbezogen, die im allgemeinen ausschließlich als Kristallisationspunkt positivistischer Soziologie und quantitativer Verfahren erwähnt wird. Gemeint ist das Institut für angewandte

Sozialforschung an der Columbia-Universität (Bureau of applied social research). Die in der vorliegenden Textsammlung abgedruckten Arbeiten von Barton und Lazarsfeld und Merton und Kendall verdeutlichen, wie stark zumindest in den Anfängen des Instituts qualitativ gearbeitet wurde und wie stark das Interesse an einer Explikation der Probleme und Leistungen qualitativer Forschung war (vgl. entsprechend auch Lazarsfelds Darstellungen der Geschichte des Instituts, 1975, S. 188 ff.).

Wir meinen, daß ein Rückgriff auf diese und vergleichbare Diskussionstraditionen die Auseinandersetzung mit qualitativen Verfahren beleben kann. Zwar haben sich manche Probleme qualitativen Arbeitens angesichts der enormen Erweiterung der technischen Möglichkeiten verändert oder stellen sich in ganz neuer Form – das Tonbandprotokoll hat das Gedächtnisprotokoll vielfach ersetzt, die Video-Aufnahme die eigene Beobachtungstätigkeit etc. Trotzdem haben bestimmte Grundfragen der qualitativen Methode, die in den folgenden Texten behandelt werden, unvermindert Bedeutung. Zu diesen Grundfragen gehört

- a) die Frage nach dem Beitrag qualitativer Forschung zu einer angemessenen soziologischen Deskription. Im vorliegenden Band ist dies unter anderem Thema der Beiträge von Zelditch, Becker und Geer und auch Barton und Lazarsfeld;
- b) die Frage nach der Leistung qualitativer Verfahren für ein hermeneutisches Verstehen und die Frage nach den Störfaktoren hermeneutischer Verständigung. Diese sind unter anderem Thema der Arbeiten von Merton und Kendall; Richardson, Dohrenwend und Klein und auch Becker und Geer;
- c) die Frage nach dem Beitrag qualitativer Forschung zur Hypothesen- und Theoriebildung, die vor allem in den Arbeiten von Barton und Lazarsfeld und Glaser und Strauss erörtert wird.

Ehe wir ausführlicher auf die mit diesen Fragen angeschnittenen Probleme eingehen, scheint es angebracht, präziser darzustellen, was in diesem Band als qualitatives Vorgehen bezeichnet wird; zum einen, um möglichen Mißverständnissen von vornherein zu begegnen, und zum anderen, um die inhaltlichen Voraussetzungen für die dann folgenden Überlegungen zu schaffen.

2 Was ist qualitative Sozialforschung?

Im Zusammenhang mit Diskussionen über qualitative Verfahren tritt häufig ein Mißverständnis auf, das sprachlich durch die Kategorie des „Qualitativen“ nahegelegt wird, die eine durchgehende Distanzierung von jeder Art von Quantifi-

zierung nahezulegen scheint. Dies wäre im Rahmen unseres Verständnisses von qualitativer Forschung jedoch ein falscher Schluß. Auch qualitativ erhobenes Material kann unter unterschiedlichsten Gesichtspunkten quantifiziert werden. Entscheidend ist, daß diese Quantifizierung im Nachhinein erfolgt, auf der Basis einer umfangreichen Auseinandersetzung mit dem qualitativ erhobenen Material und nicht auf der Grundlage von Daten, die im Rahmen standardisierter Vorgehensweisen erhoben wurden. Beispiele für diese Art der nachträglichen Quantifizierung gibt es in einer Vielzahl qualitativer Untersuchungen. Die Quantifizierungsversuche reichen vom verhältnismäßig einfachen Auszählen von Einzelfakten oder in ihrem Umfang eng begrenzten Einstellungsdaten bis hin zur Konstruktion und quantitativen Analyse komplexer Typen, wie dies etwa in der Untersuchung von Popitz, Bahrdt, Jüres und Kesting über Das Gesellschaftsbild des Arbeiters der Fall ist (vgl. 1957, Abschnitt V, in dem unterschiedliche Typen von Gesellschaftsbildern in ihrer Eigenart dargestellt und in ihrer quantitativen Bedeutung eingeschätzt werden).

Qualitative Sozialforschung impliziert also nicht den Verzicht auf Quantifizierung überhaupt und auch nicht den Verzicht auf die Anwendung geeigneter statistischer Auswertungsverfahren. Entscheidend für die Abgrenzung von anderen Untersuchungsmethoden ist vielmehr, daß die Annäherung an die soziale Realität mit Hilfe offener Verfahren erfolgt. Die jeweiligen Untersuchungsfelder werden vorwiegend ohne Zuhilfenahme standardisierter Erhebungsinstrumente erschlossen. Im Rahmen qualitativer Forschung wird also primär nicht gearbeitet mit:

- vorgegebenen oder auch neu entwickelten Skalen zur Messung von Einstellungen, Intelligenz, Leistung und ähnlichem;
- mit vorgegebenen oder neu entwickelten Skalen oder Indizes zur Messung von Strukturmerkmalen von Organisationen oder Gruppen. Solche werden in der Organisationssoziologie verwandt – etwa als Maße zur Feststellung unterschiedlicher Grade von Bürokratisierung, Formalisierung, funktionaler Differenzierung usw.;
- mit vorgegebenen oder neu entwickelten Instrumenten zur Beobachtung sozialer Szenen – die Balessche Interaktionsanalyse ist ein solches standardisiertes Instrument, das in der Sozialforschung zeitweilig sehr verbreitet war (vgl. auch die modifizierten Formen der Anwendung in der Unterrichtsforschung);
- mit durchstandardisierten Fragebögen, sei es, daß in ihnen auch die Antwortmöglichkeiten von vornherein vorgegeben sind, oder sei es, daß nur die Fragen in Inhalt, Formulierung und Reihenfolge vorgegeben sind;
- mit Tests unterschiedlicher Art, deren Auswertung bereits erprobt ist und nach geregelter Schema erfolgt (TAT und ähnliches).

Typische qualitative Vorgehensweisen sind hingegen

- die unstrukturierte oder wenig strukturierte Beobachtung, die über einen sehr kurzen oder sehr langen Zeitraum erfolgen kann und die mit unterschiedlichen Graden und Arten der Teilnahme des Forschers verbunden sein kann¹²;
- das qualitative Interview, das ebenso wie die qualitative Beobachtung von unterschiedlicher Intensität und Dauer sein kann und das zudem durch unterschiedliche Arten des Involvements von seiten des Forschers gekennzeichnet sein kann¹³ Qualitative Interviews können unter anderem geführt werden: als Experteninterviews, in denen die Befragten als Spezialisten für bestimmte Konstellationen befragt werden (im Rahmen von anthropologischer oder zeitgeschichtlicher Forschung ist dieser Typus des Interviews relativ verbreitet), oder als Interviews, in denen es um die Erfassung von Deutungen, Sichtweisen und Einstellungen der Befragten selbst geht¹⁴;
- die Erhebung und Analyse von Dokumenten unterschiedlichster Natur (Biographien, formalen Regelungen in Bürokratien, Zeitungen, zeitgenössischen Berichten über bestimmte Ereignisse, Sitzungsprotokollen, Parteitagssprotokollen u. v. a. m.). Insbesondere im Fall der Dokumentenanalyse nähert sich die Arbeit des Soziologen der des Historikers¹⁵.

Der für qualitative Forschung typische offene Zugang zur sozialen Realität und der Verzicht auf vorab entwickelte Erhebungsinstrumente, die die Reichweite dessen, was im Forschungsfeld wahrgenommen, aufgenommen und verarbeitet wird, in verhältnismäßig restriktiver Form steuern und begrenzen, ist nicht gleichzusetzen mit theoretischer Voraussetzungslosigkeit (vgl. hierzu auch die Abschnitte 3 und 5 dieser Einleitung). Entscheidendes Merkmal qualitativer Forschung ist allerdings, daß die vorhandenen Erwartungen und theoretischen Überzeugungen nach Möglichkeit offenen Charakter haben sollen. Sie sollen – idealiter – in einem steten Austauschprozeß zwischen qualitativ erhobenem Material und zunächst noch wenig bestimmtem theoretischen Vorverständnis präzisiert, modifiziert oder revidiert werden.

In der Regel ist diese offene, sich schrittweise vortastende Art der Forschung mit einer Aufgabe von Repräsentativitätsansprüchen, die stichprobentheoretisch abgesichert sind und sich auf einen breiteren Geltungsbereich beziehen, verbunden. Wohl wird in einer Reihe qualitativer Untersuchungen der Versuch gemacht, innerhalb des untersuchten Falles oder der untersuchten Fälle – des Betriebes, der Gemeinde, des Krankenhauses etc. – Kriterien der Repräsentativität zu bestimmen und mit entsprechenden Auswahl-, Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu arbeiten (vgl. hierzu auch die Arbeiten von Becker und Geer und Zelditch). Die dabei erreichte „Repräsentativität“ bleibt jedoch auf den jeweils untersuch-

ten Fall beschränkt. Verallgemeinernde Aussagen, die über die untersuchten Bereiche hinausgehen, sind theoretisch zu begründen (vgl. als Versuch der Systematisierung und Klärung der Voraussetzungen solcher Begründungen Glaser und Strauss, 1979); mit Argumenten der Statistik können sie nicht begründet werden.

Die strategische Bedeutung qualitativer Forschung für die Soziologie ist demnach nicht aus ihrem Beitrag für die – an statistischen Verfahren orientierte – Überprüfung von Aussagen mit breitem empirischen Geltungsanspruch abzuleiten. Die strategische Bedeutung qualitativer Forschung ergibt sich vielmehr aus anderen Überlegungen: Qualitative Forschung leistet erstens einen spezifischen, durch andere Vorgehensweisen nicht ohne weiteres zu ersetzenden Beitrag zu soziologischer Deskription. Sie erfüllt zweitens im Bereich der Hypothesen- und Theoriebildung relevante Funktionen und kann schließlich drittens unter bestimmten Bedingungen sinnvoll zu Fragen der Theorieprüfung herangezogen werden. Die folgenden Abschnitte dienen dem Versuch, diesen hier zunächst nur thesenhaft behaupteten strategischen Stellenwert qualitativer Forschung im Rahmen soziologischen Arbeitens genauer zu bestimmen.

3 Der Beitrag qualitativer Forschung zu soziologischer Deskription

In Arbeiten, die den explorativen, auf Hypothesen- und Theoriebildung ausgerichteten Aspekt qualitativer Forschung in den Vordergrund stellen, erhält die Empirie mitunter den Status von Spielmaterial, das der theoretischen Fantasie des Forschers zum Durchbruch verhelfen soll. Die angemessene und umfassende Deskription einzelner Phänomene, Strukturen und Gegenstandsbereiche erscheint als Problem sekundärer Natur. Eine solche Einschätzung geht am faktischen Gehalt vieler qualitativer Untersuchungen vorbei. Sowohl in der Tradition der anthropologischen und soziologischen Feldforschung als auch in der Tradition der deutschen qualitativen Untersuchungen sind deskriptive Interessen deutlich vorhanden und prägen auch den Charakter der Forschungsberichte. Um einige Beispiele zu nennen: Die Untersuchung der Lynds über eine amerikanische Kleinstadt (Middletown), die auf einer längeren Phase teilnehmender Beobachtung basiert, beschäftigt sich gleichsam berichterstattend mit einzelnen Aspekten des städtischen Lebens: den Lebens- und Freizeitbedingungen, der Erziehung, der kulturellen und religiösen Betätigung und der Beteiligung an lokaler Politik und Verwaltung¹⁶. In *Technik und Industriearbeit* werden auf der Grundlage umfangreicher Beobachtungen einzelner Arbeitsvollzüge in einem Werk der Hüttenindustrie differenziert Arbeitsbedingungen und Kooperationsverhältnisse in diesem Betrieb beschrieben. Die bekannte Unterscheidung zwischen „teamartiger“ und

„gefügeartiger“ Kooperation steht im Zusammenhang mit diesen Beschreibungen¹⁷. Gouldners Untersuchung über industrielle Bürokratie (1954) enthält breite deskriptive Passagen über den Charakter der Arbeitsorganisation und Herrschaftsbeziehungen in einer Gipsfabrik. Zentrale empirische Basis sind in diesem Fall qualitative und standardisierte Interviews, die Analyse und Interpretation von Dokumenten (von Geschäftsberichten, Verträgen mit Gewerkschaften, privaten Korrespondenzen u. a.) und – allerdings mehr sporadische – Beobachtungen.

In ihrer deskriptiven Funktion und auch in ihrem Vorgehen (etwa in dem Stellenwert, den die Interpretation von Dokumenten und Experteninterviews haben) kommt die qualitative Sozialforschung der Arbeit des Historikers sehr nahe. Vorausgesetzt ist dabei ein Verständnis von historischer Deskription, das a) „Zeitgeschichte“ in sich einschließt und das b) nicht so sehr an der Darstellung und Analyse des einzelnen historischen Ereignisses und des herausgehobenen politischen Vorgangs orientiert ist, sondern stärker an der Darstellung von Strukturen und Kollektivphänomenen. Es geht demnach bei qualitativer Forschung weniger um Geschichtsschreibung im „historistischen“ Sinn (vgl. zu Begriff und Traditionen des Historismus Seiffert, 1975, 11, S. 43 ff.) als vielmehr um die Beschreibung relativ stabiler und/oder relativ verbreiteter Muster des Handelns und Denkens im gesellschaftlichen Kontext. Diese Art des „historischen“ Interesses, dem in diesem Band sowohl die methodischen Ausführungen von Zelditch als auch von Becker und Geer zugeordnet werden können, entspricht dem Begriff der „Strukturgeschichte“, wie er in der sozialgeschichtlichen Diskussion verwandt wird (vgl. Wehler, 1972, und Kocka, 1977).

Selbstverständlich kann man sich solche Beschreibungen weder im Rahmen von Geschichtsschreibung noch im Rahmen von Soziologie als gänzlich theorie-lose vorstellen (vgl. hierzu auch den Abschnitt 5 dieser Einleitung). Die Entscheidung für die Untersuchung bestimmter Strukturphänomene oder bestimmter Denk- und Verhaltensmuster impliziert in der Regel auch die mehr oder minder bewußt vorhandene Bindung an bestimmte theoretische Konzepte und Traditionen. Als Beispiel hierfür mag Gouldners Untersuchung industrieller Herrschaftsbeziehungen dienen. In ihr ist mit der Bindung an den Bürokratiebegriff bereits eine bestimmte theoretische Vorentscheidung gefallen, die auch expliziert wird und ihren Ausdruck in der intensiven Diskussion der Weberschen Konzeption bürokratischer Herrschaft findet. Kennzeichnend für das qualitative Vorgehen ist jedoch, daß das jeweilige theoretische Vorverständnis die Erkenntnis- und Frageinteressen zunächst nur in sehr allgemeiner Form steuert und daß die Präzisierung deskriptiver Kategorien ebenso wie die Entwicklung neuer oder differenzierterer Kategorien in einem Prozeß der schrittweisen Klärung und Auseinandersetzung mit der untersuchten sozialen Realität erfolgt. Auch dieser Prozeß kann am Beispiel der Gouldnerschen Untersuchung erläutert werden, in der eine diffe-

renziertere Typologie bürokratischer Formen der Herrschaft – nämlich die Unterscheidung zwischen Pseudobürokratie, konsensueller und zwangs- und sanktionszentrierter Bürokratie – erst in der Auseinandersetzung mit dem überwiegend qualitativ erhobenen Material gewonnen wird (vgl. zur Entwicklung deskriptiver Kategorien und Typologien auch die Arbeit von Barton und Lazarsfeld, 1979).

Die Wahrnehmung deskriptiver Funktionen ist sicher kein Privileg qualitativer Forschung. Nur scheint es so zu sein, daß qualitative Sozialforschung für die Untersuchung ganz bestimmter Phänomene besonders geeignet ist und daß sie mit bestimmten Arten des soziologischen Denkens systematisch verbunden ist. In Texten zu den Methoden sozialwissenschaftlicher Empirie wird in diesem Zusammenhang häufig auf die Unerschlossenheit, Randständigkeit oder Neuheit von Phänomenen als Voraussetzung eines explorierenden qualitativen Vorgehens verwiesen. Als Prototypen des Zusammenhangs von Unerschlossenheit und qualitativer Vorgehensweise können dabei anthropologische Untersuchungen gelten, in denen Sprache, Kultur und Lebensgewohnheiten fremder Stämme und Gesellschaften in einem Prozeß der schrittweisen, über die Teilnahme am Leben der untersuchten Stämme vermittelten Annäherung erfaßt werden (vgl. zur teilnehmenden Beobachtung in der anthropologischen Forschung unter anderem Devereux, 1967, und Wax, 1975). Den anthropologischen Untersuchungen in der Art ihres Zugangs vergleichbar sind qualitative Untersuchungen, die sich mit bestimmten subkulturellen Milieus in der Industriegesellschaft befassen (institutionalisierter Kriminalität, Drogenszene, Sektenorganisationen und ähnlichem)¹⁸.

So wichtig das Argument der Neuartigkeit oder Fremdheit des zu analysierenden Bereiches als Begründung qualitativer Strategien auch sein mag, es schöpft die Bedeutung qualitativer Vorgehensweisen für soziologische Deskription keineswegs aus. Diese kann über das eher formale Argument der Unerschlossenheit der untersuchten Bereiche hinaus auch stärker inhaltlich bestimmt werden. Nach unserer Auffassung gibt es eine enge Affinität zwischen spezifischen Arten soziologischer Sichtweise und qualitativen Verfahren. Dies gilt vor allem für folgende Arten des soziologischen Interesses und soziologischer Perspektive:

1. für das Interesse an der Analyse von Deutungen, Wahrnehmungen und komplexen Deutungssystemen. Da wir dem Verhältnis von soziologischer Hermeneutik und qualitativem Vorgehen einen eigenen Abschnitt widmen, sei dieser Zusammenhang hier nur angedeutet – zumindest soweit er nicht in die Erörterung des folgenden Problemkreises (Analyse von Strukturzusammenhängen) hineingreift.
2. für das Interesse an der Analyse von in sich strukturierten sozialen Gebilden und das Interesse an einer möglichst umfassenden Analyse der Handlungskontexte von Individuen.

Gemeint ist hiermit eine Sichtweise, die berücksichtigt, daß die in soziologische Untersuchungen einbezogenen Menschen immer schon in bestimmten sozialen Kontexten und strukturierten Zusammenhängen stehen, und die dieser Tatsache in spezifischer Weise Rechnung trägt: Der soziale Kontext geht nicht bloß als ein Klassifikationsmerkmal (soziale Schicht, Berufszugehörigkeit, Organisationszugehörigkeit etc.) in Untersuchungen ein, in denen im Rahmen von Zufallsstichproben erfaßte Individuen Gegenstand der Analyse sind, sondern er soll als komplexer Handlungszusammenhang selbst erfaßt werden. Es ist, wie uns scheint, kein Zufall, daß außerordentlich viele qualitative Untersuchungen in sich strukturierte soziale Situationen zum Gegenstand haben. Die Reichweite der dabei untersuchten Strukturen und Zusammenhänge ist sehr breit. Es gibt qualitative Untersuchungen, die nur locker zusammengehaltene Interaktionssysteme¹⁹ zum Gegenstand haben, wie dies etwa für die in der Tradition der Ethnomethodologie stehende Konversationsanalyse gilt²⁰. Mit bereits stärker strukturierten Zusammenhängen haben es Untersuchungen zu tun, die Gruppenbeziehungen, Cliquen- oder Freundschaftsbeziehungen zum Gegenstand haben²¹. Wiederum stärker strukturiert – das heißt durch klarere Rollenteilung und -definition gekennzeichnet – sind die sozialen Zusammenhänge, die in der qualitativen Familienforschung und im Rahmen von Untersuchungen pädagogischer Interaktion behandelt werden²². Schließlich am stärksten strukturiert und zugleich auch formalisiert sind jene Sozialbeziehungen, die im Rahmen der qualitativen Analyse industrieller, staatlicher und anderer Organisationen (Parteioorganisationen, Gewerkschaften, anderen freiwilligen Organisationen u. ä.) untersucht werden²³.

Obgleich qualitative Forschung für die Analyse komplexer Strukturzusammenhänge besonders gut geeignet zu sein scheint, hat es in den Sozialwissenschaften nicht an Versuchen gefehlt, Strukturzusammenhänge auch mit Hilfe standardisierter Verfahren zu erfassen. Beispiele für die Verwendung standardisierter Verfahren bei der Analyse strukturierter Zusammenhänge gibt es zahlreiche: in der Gesprächs- und Kommunikationsanalyse, in der Analyse pädagogischer Interaktion, in der Kleingruppenforschung und auch in der Organisationssoziologie.

In der Organisationssoziologie konzentrieren sich die Versuche einer Analyse von Strukturzusammenhängen mit Hilfe standardisierter Verfahren auf die Auseinandersetzung mit dem Webersehen idealtypischen Modell bürokratischer Herrschaft²⁴. Kennzeichnend für das empirische Vorgehen ist in den entsprechenden Untersuchungen die Untergliederung des Webersehen Idealtypus der Bürokratie in eine Vielzahl einzelner Dimensionen (Standardisierung, Formalisierung, Zentralisierung der Herrschaft usw.). Diese werden mit Hilfe standardisierter Erhebungsverfahren in möglichst großen Samples von Organisationen untersucht. Die Ergebnisse werden in mehr oder minder komplexen korrelationsstatistischen Verfahren analysiert. Der Vorsprung, den diese Untersuchungen, was Repräsenta-

tivität angeht, im Vergleich zu qualitativen Organisationsuntersuchungen im allgemeinen haben, wird allerdings mit einer Reihe von Nachteilen, die auf die Relevanz qualitativer Verfahren verweisen, bezahlt. Zu diesen Nachteilen gehört unter anderem

1. die theoretische Sterilität der entsprechenden Untersuchungen: In unterschiedlichen Kombinationen und Varianten stehen im Prinzip immer wieder dieselben Hypothesen zur Diskussion (z. B. über das Verhältnis von Organisationsaufgaben und einzelnen Strukturmerkmalen, Organisationsgröße und Organisationsstruktur oder über den Zusammenhang zwischen einzelnen Strukturdimensionen). Unter dem Gesichtspunkt der Theoriebildung und theoretischen Weiterentwicklung, der für die Einschätzung der Bedeutung qualitativer Forschung sehr wichtig ist (vgl. hierzu auch Abschnitt 5 der Einleitung), ist der Beitrag der an Messung und Standardisierung orientierten Organisationsforschung also eher gering zu veranschlagen.
2. der hohe Anteil an nicht kontrollierter Hermeneutik; um nur ein Beispiel zu nennen: Auch die mit standardisierten Verfahren arbeitende Organisationsforschung muß sich mit Dokumenten unterschiedlicher Art auseinandersetzen – mit Geschäftsanweisungen, Zeichnungsbefugnisplänen, Geschäftsverteilungsplänen u. ä. Sie braucht diese als Informationsgrundlage für die Bestimmung des Grades der Formalisierung, Spezialisierung und Arbeitsteilung und vergleichbarer Aspekte der Organisationsstruktur. Die bei der Interpretation der entsprechenden Dokumente erforderlichen hermeneutischen Anstrengungen (Auseinandersetzung mit den in der Organisation gebräuchlichen und/oder verbindlichen Interpretationen von Regelsystemen) werden dabei vielfach ersetzt durch Interpretationshilfen, die einzelne Mitglieder der Betriebs- oder Organisationsleitung den Untersuchenden liefern – in Interviews, in denen sie nach einem vorgegebenen Frageschema als Experten für den Organisationsaufbau befragt werden (vgl. hierzu vor allem die Arbeiten der Aston-Gruppe).
3. durch die Probleme, die sich bei der Interpretation der statistisch gesicherten Zusammenhänge zwischen einzelnen Organisationsvariablen ergeben. Der Verzicht auf die Analyse vermittelnder Variablen – Einstellungen, Denkgewohnheiten, spezifischer Wahrnehmungsmuster – führt dazu, daß eine Reihe von Zusammenhängen rätselhaft bleiben.

Organisationen werden ebenso wie auch andere soziale Gebilde nicht allein durch dumpfe Gewöhnung oder reine Ausübung von Herrschaft oder die bloße Ausübung des ökonomischen Zwangs zusammengehalten, sondern auch durch die Art und Weise, in der einzelne Mitglieder oder Mitgliedergruppen ihre Rollen und die Verhältnisse, an denen sie partizipieren, interpretieren. Dieser Tatsache

Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer
Sozialforschung

Herausgegeben von Wulf Hopf und Udo Kuckartz

Hopf, C.

2016, X, 237 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-11481-7